Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 9. Juni 1885. Nr. 23.

Stieler-Feier im Gärtnertheater zu München.*)

Gedächtnis-Rede von M. G. Conrad.

In unserem Nachbarlande jenseits der Vogesen wird in diesen Tagen ein Dichterpatriarch mit ungeheurem Gepränge und bespiellosen staatlichen Ehren zu Grabe getragen.

Ganz Frankreich, ohne Unterschied der Parteien, erblickt in dem dahingeschiedenen Schriftsteller die Verkörperung seines vaterländischen Genius, sozusagen sich selbst, das Dichter gewordene Volk, le peuple-poète, und vom geringsten Arbeiter bis hinauf zum obersten Leiter des Staatswesens geht ein einziger mächtiger Verehrungstrieb durch die ganze Nation, ein Huldigungs-Wetteifer packt alle Klassen und Stände, wie ihn Frankreich vor einem offenen Dichtergrab noch nie gesehen.

Da kommt nun der germanische Zweifler und klagt: Ach, so gut will uns in Deutschland Dichterglück und Dichterehre nimmer blühen! Wie barbarisch kühl stehen wir neben den begeisterten Franzosen da! Durch eigenartige politische Schicksalsführung sind wir aus einem Volk von zerflossenen, weichherzigen Träumern ein Volk von Männern von Eisen und Blut geworden, und der Dichtung holder Zauber greift uns kaum noch in verschwiegenen Weihemomenten an die wetterharte Seele . . . .

Gemach, gemach, mein deutsch empfindsamer Zweifler und Ankläger!

Gewiß, jene Poeten, die unsern Eltern in trüber Zeit den Weg aus der Wirklichkeit in allerlei ideale Fabelreiche gewiesen, die — statt zur Wehr der höchsten vaterländischen Güter zu entflammen — uns zur geistigen Fahnenflucht überredet und Begeisterung für allerlei Fremdländereien in unsere Seele gesungen haben, wir haben sie hinter uns gelassen, sobald wir wieder festen Fuß auf der kampfdurchdröhnten Erde gewannen und unseres

*) Veranstaltet vom Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Verein am 28. Mai 1885. Der Reinertrag war zur Errichtung eines Stieler-Denkmals in Tegernsee bestimmt. Hier das Programm: 1. Abteilung. 1. Ouverture zu Coriolan von L. van Beethoven (Orchester des Theaters am Gärtnerplatz.) 2. Chöre: a) Schottischer Bardenchor von Silcher. b) Aus V. v. Scheffels Aventiure: Am Traunsee II. von Attenhofer. (Vorgetragen von der Münchener Liedertafel.) 3. Gedächtnisrede von Dr. Georg Conrad. Gedichte von Karl Stieler. (Vorgetragen vom k. Hofschauspieler Hrn. Karl Häusser). 5. Lieder, Text von Karl Stieler von R. v. Hornstein. (Vorgetragen von Frl. Lilly Dreßler. 2. Abteilung. 6. Ouverture zu der Kantate: Die vier Menschenalter von Franz Lachner. (Orchester des Theaters am Gärtnerplatz.) 7. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. (Vorgetragen von Herrn Peter Auzinger. 8. Werinheer's Bergfahrt von Karl Stieler von R. v. Hornstein. (Vorgetragen v. Hrn. Hofopernsänger Eugen Gura.) 9. Zithervorträge: a) Bei der Muttergottes im Walde von J. Blechinger. b) Alpenlieder ohne Worte v. F. Lohr. (Vorgetragen von Mitgliedern des Münchener Zitherkranzes.) 10) Drei Waldlieder. Einem Försterstöchterlein ins Stammbuch gedichtet von Karl Stieler. Für Männerchor komponirt von Theod. Podbertsky. a) Einsame Heimat. b) Jägervolk. c) Winternacht. 11. Karl Stieler und das oberbayerische Volk, lebendes Bild. (Gestellt von der Künstlerschaft Münchens, unter Beteiligung der Alpenvereins-Sektion München und der Tegernseer Feuerschützengesellschaft.) Text von Peter Auzinger.

Sonderwesens als eines herrlichen Besitzes bewußt wurden. Auch jene anderen Poeten, die uns mit pessimistischen Thränenergüssen überschwemmten oder die uns süßlich-minniglich das tausendfach abgeleierte Lied nachflöteten von erlogenen Schmerzen und gebrochenen Herzen, von Mondesstrahlen und Liebesqualen, — sie vermochten unsern gestählten modernen Kämpfersinn nicht mehr rückwärts zu lenken mit ihrem bunten Klingklang. Wir wurden ihrer Phantastereien, ihrer Gleichnisse, ihrer Unzulänglichkeiten, ihrer unfruchtbaren Lügen müde und tönten sie auch noch so schön ....

Andere Zeiten, andere Lieder!

Was wußten sie auch, die flötenden Rattenfänger, von der Gewalt und Inbrunst der Klänge, die gleich verschollenen Glocken in der Brust des tapfer sich mühenden und mit tausend Feinden sich herumschlagenden deutschen Volkes schliefen! In hartem Thatsachensinn wuchsen wir ringend heran, umbraust von der steigenden Flut weltbewegender Ereignisse, und all' die luftigen Dinge, die zwischen Erd' und Himmel im Nebel hangen und von denen sich die Dichter romantischer Observanz soviel träumen ließen, rührten uns nicht mehr.

Wer hinfort im lauten Tag wie am stillen Feierabend als Dichter uns etwas gelten wollte, der mußte in seiner Kunst unser wirkliches Leben mit uns leben, unsere Kämpfe mit uns durchkämpfen, der mußte unseres veränderten Weltbildes neuen Sinn enträtseln, der mußte den verschütteten Zugang zur ursprünglichen Weisheit der alten und verjüngten Menschheit auffinden, — der mußte mit einem Wort mit uns glauben an das natürliche Volk, an seine ewige Stärke und Schönheit und uns eine freiere, reinere Entwicklung alles dessen zeigen, was neben dem allzumenschlichen Erbe der Väter Edelstes und Höchstes in uns lebt und strebt.

Ja, solche Dichtergenien sind die köstlichste und geschätzteste Gabe eines jeden Zeitalters, auch des eisernen, denn sie sind Vermehrer und Verklärer des heimischen Lebens, sie sind Treiber und Steigerer aller vaterländischen Gefühlskräfte, sie gießen über die niedrigsten Regionen des Volkstums den Glanz ihres Beobachtens und Sinnens, die Fülle ihres geistigen Sonnenscheines aus; sie erheben uns die heimische Landschaft, Berg und See, Haus und Hof, Herren und Gesinde, Reiche und Arme zu nie geahnter volkstümlicher Schönheit und Bedeutung; sie machen uns das Auge hell, stolz das Herz und froh den Sinn. Wir wachsen durch sie in allen Kräften und Tugenden, wir werden interessant und ehrwürdig uns selbst und den Nachbarn und gewinnen unermeßliche Schätze an Reiz, Achtung und Liebe bei den Fremden.

Waren unserem Geschlechte solche Dichter beschieden? — Ja, Preis und Dank dem Genius unseres Volkes, sie waren uns beschieden, und daß wir sie zu ehren wissen, bezeugt die heutige Feier, die einem der herrlichsten und teuersten von ihnen gilt, dem lieben, unvergeßlichen Karl Stieler, dem Dichter der „Hochlandslieder", der von sich gesungen:

.... „Doch in den grünen Einsamkeiten
Des Hochwalds ging die Brust mir auf,
Die Einheit alt- und neuer Zeiten,
Die Macht der Heimat stieg herauf!

Da fühlt' ich es in stolzer Freude:
Wie Deine Jugend ewig blüht,
Du Volk der Saaten und der Weide,
Du deutsches Volk! — Und dein Gemüt,

Es webt noch durch den blauen Aether,
Es webt noch durch den grünen Tann,
Die Zeiten und das Land der Väter,
Das ist mein Segen und mein Bann!

O, gönnt mir's, wenn ich gern erzähle
Was deutsches Leben schuf und schafft —
Es schöpft mein Herz aus deiner Seele,
In deiner Kraft liegt meine Kraft!"

Ja, ein solcher echt vaterländischer Dichter war uns beschieden in unserem Karl Stieler!

Er hat die Seele unseres für so verschlossen und verfinstert geltenden oberbayerischen Volksstammes zum hellen Ueberfließen gebracht in seinen Liedern, daß sie sich leuchtend und klingend ergoß über alle deutschen Lande bis zum fernsten Norden und von Ost gen West und alle Herzen gefangen nahm für die Eigenart der süddeutschen Welt mit ihrer urwüchsigen Frohnatur, ihrem kerngesunden Humor, ihrer sakrischen Schneid, ihrer grandiosen Leidenschaft für alles Kühne und Gewagte.

Wie hat er sie hingemalt ans Firmament deutscher Dichtung mit naturalistischer Meisterhand diese Helden und Narren der Berge, die Jäger und Holzknechte, die gestrengen Herren und die kleinen Leute mit ihrer Herrlichkeit und Tollheit, ihrer unverwüstlichen Lebenslust, ihrer prachtvollen kritischen Ironie, ihrem überlegenen Freisinn, ihrer Gutmütigkeit und Verschlagenheit! Und mit den Menschen die Natur und die Jahreszeiten!

Und dann jubelte er hinaus von dem sonnigen Hochland in die pessimistisch vergrämelte Welt der Ebene: „Wie schön ist's Leben!"

„Die ihr nur der Weltnot denket,
Schaut die Schönheit dieser Welt!
Was den Gang durch's Leben kränket,
Heilt ein Gang durch grünes Feld!"

Und dann sein Bekenntnis guten Glaubens:

„Das war mein guter Stern auf Erden,
Ich glaubte an die Menschen stets,
Und mocht' mir manches Leid auch werden:
Es bringt's der Wind, der Wind verweht's.

Und auf der fernsten Felsenhöhe
Im Bergwald war ich nie allein;
Ich trug der Menschen Glück und Wehe
Als wären tausend Leben mein!

Sei stark! Lern' Haß und Liebe kennen,
Doch ob dein Herz auch jauchzt, ob's stöhnt —
Bei manchem Namen, den sie nennen —
Nur mit dem Ganzen sei versöhnt!"

Das war's: er, der aus dem sprudelnden Urquell des Volksgeistes sein bildungbeschwertes Denker- und Dichterhaupt erfrischte, er widerstrebte niemals der Hingabe an das heilende Naturwahre, an das natürlich Weltversöhnende, in wie schlichter Gestalt es auch ihm sich offenbarte.

Er sah die höhere Bedeutung und sittliche Würde des Lebens nicht in dogmatischen Moralitäten, nicht in romantischen Gleichnissen oder konventionellen Symbolen. Man muß seine kleinen anekdotischen Dialektdichtungen nehmen, wo er in vier, fünf Zeilen oft ein erschütterndes Lebensdrama entrollt, um sich zu überzeugen, wie mannhaft und gedankenklar er sich zu dem Inhalte des Ewigmenschlichen stellt. Seine große Kunst ist in diesen kleinen Stücken ebenso bewundernswürdig wie sein großes, braves Herz.

Wie wahr und darum echt dichterisch ist auch seine Art der Totenbeschwörung in den wundervollen Bergsagen der „Neuen Hochlandslieder", wo er verblichene volkstümlich heidnische Vorstellungen im Gemüte der drei Mädchen, der schwarzen, grimmigen Wulfhild, der braunen Waltrud und der sonnigen blonden Ingunde wieder aufleben läßt und die alten Göttergeister wiederkehren gleich geliebten Toten im Traum .... Aber bald ist die Nacht verträumt — und

„Der Frühwind weht: die Gipfel glühn
Im nahen jungen Tage — —
Und stumm zerfließt im Sonnenlicht
Der Zauber ihrer Sage.

Vom Watzmann bis zur Zugspitz hin
Füllt strömend Blau die Höhen —
Als sollt' im Licht der neuen Welt
Die alte Welt zergehen!"

Karl Stieler hat in seinen mythologisch angehauchten Bergsagen wie in seinen mittelalterlichen Liedern der Klosterleute, der Fischer und fahrenden Schüler unser Herz nach

einem sonst fast vergessenen Takte klopfen lassen, damit wir des ganzen Reichtums inne würden, der im Gemütsleben unseres oberbayerischen Volkes schlummert von dessen kindlich gläubigen Phantasiejahren an bis in die modernen Zeitstufen sozialpolitischer Vermännlichung.

Wer erinnert sich nicht des wonnesamen Cyklus „Werinhers Bergfahrt" mit dem schönen elegischen Ausklang:

„Im nächt'gen Chor zu Tegrinsee,
Da sitzen die Mönche, die frommen,
Herr Wernher war zu rechter Zeit
Zur Mette noch gekommen.

Herr Wernher saß in seinem Stuhl
Und sang die Weise, die alte,
Doch durch sein Beten klang es hin
Wie Vogelsang im Walde.

Und durch sein Beten zieht es hin
Wie lauter Blumen und Sonne . . .
Du bist mein, ich bin dein —
Er schloß die Augen vor Wonne.

Dann ward es stille in seiner Brust.
Mög' mich der Himmel strafen! —
Herr Wernher, Euer Herz war wach,
Und Euer Herz muß schlafen!"

Welch' ein reines, frohfarbiges Licht strahlt aus diesen schalkhaften, süßen Vergangenheitsliedern herein in unsere mit Butzenscheiben künstelnde Gegenwart!

Ohne Geisterschauern, ohne Weihrauchnebel und dumpfe Kirchenschatten hat er als Nachdichter alter Mähren und Sagen eine seltene Erhebung und Begeisterung mitzuteilen und unser Inneres tiefer und seelenvoller zu machen gewußt.

Um das poetische Schöpfertum Stielers, seinen still-heroischen Ehrgeiz, ohne den es keine künstlerische Vortrefflichkeit gibt, ganz zu würdigen, ist auch dies zu beachten: er hat nie berechnend einen erhabenen Stoff gesucht, um schon äußerlich zu reizen, materiell zu bestechen und für sich einzunehmen. Im Gegenteil! In seinen allermeisten dialektischen Dichtungen, besonders in „Sunnawend" und „Weil's mi freut!" hat sich seine Kunst in die abgetragensten Stoffe gekleidet, in das unscheinbarste Volkskostüm — und gerade hier erkennt sie der litterarische Feinschmecker am besten als Kunst echter Art.

Und nun vergleiche man damit die Paradeaufzüge anderer Dichter mit klassisch komplizierten Metren, mit prunkvollen historischen Kostümen! Wie sie prätentiös ihre Gedanken und Einfälle daher führen auf dem geschmückten Festwagen erhabener Rhythmen! Oder wie sie mit der gelehrten Balancierstange auf dem hochgespannten Seile halsbrecherischer exotischer Verskünste sich Wunder etwas wähnen vor dem staunenden Laienpublikum!

Stielers Gedanken und Einfälle bedürfen dieser Effektmittel gar nicht; sie sind immer gesund und wohlgewachsen und stramm genug, um gut bürgerlich zu Fuß zu gehen, ohne an Ansehen und Wirkung zu verlieren.

In seinen geringsten Dichtungen ist ein hinreissendes Naturelement, das den Gegenstand, so vulgär er scheint, bedeutend macht.

Darum werden auch Stieler's Bücher, von seiner eindrucksvollen, herzgewinnenden Persönlichkeit losgelöst, aus eigener Kraft ihr Leben weiter leben. Sie sind selbst Seele und werden aus sich heraus andere Seelen bewegen, entzünden und beglücken.

Und das ist die Unsterblichkeit unseres Dichters wie aller wahrhaften Künstler: die fortdauernde lebendige, seelenvolle Bewegung. Was einmal die Geister und Herzen bewegt hat, ist dem Gesamtverband alles Seienden für ewig eingeschlossen. Der Mensch, welcher alles was an lebenzeugenden, erhebenden, aufklärenden, sonnigen Gedanken und Gefühlen in ihm gelebt und gewebt hat, in seine Werke barg, der hat das Feuer seines Wesens überallhin gerettet wo empfindende Menschen leben, und er lebt fort, auch wenn er selbst nur ein Häuflein Asche noch, nur einen halbvergessenen Namen bedeutet.

Und ſo durfte unſer Karl Stieler in der Ahnung des „Ueberlebens“ ſich ſelbſt die Verſe widmen, die ich in ſeinen Gedenkſtein gegraben ſehen möchte:

„Und wird mein Leben früh zu nichte,
Ich trag' es, wie es Gott gefällt;
Ach, nur vom goldnen Sonnenlichte
Scheid' ich ſo ſchwer, nicht von der Welt.

Doch manchmal träumt mir's, ſcheu und leiſe,
Als blieb ich doch im Sonnenſtrahl:
Es ſingt der Wandrer meine Weiſe,
Wenn er vom Hochland zieht zu Thal,

Und Minneglanz im Angeſichte
Spricht noch mein Wort die Bergmaid nach;
So leb' ich doch — im Sonnenlichte!
Und längſt entſchlafen, bin ich wach!“

Ja, ſo iſt es: der Grabeshügel draußen im Friedhof von Tegernſee deckt einen Unſterblichen, und das Feſt, das wir ſeinem Gedächtniſſe feiern, iſt nicht ein Feſt des Todes, ſondern des Lebens!

Karl Stieler und das oberbayeriſche Volk.

Gedichtet und vorgetragen bei der Stieler-Feier von Peter Auzinger.

Meine liab'n Manna und Freund!
Dees, was uns heunt da herinna vereint,
Dees is ſo viel ernſthaft und g'ſpürts Jeda g'wiß,
Der hal'wegs a Menſch mit an' Herz'n no' is. —
Wer hat von uns All'n an Karl net kennt?
An Stieler, den mir aa den Unſern ham gnennt!
A Mann, mit an G'müat, da hat ſi' Nix g'feit,
Der freundli und guat war mit gar alle Leut!
Kurz, den im ganz'n Volk Jeda gern mag,
Der Kopf und Herz g'habt hat nach richtinga Schlag. —
Dees golderne Herz hat aufg'hört zum ſchla'gn, —
Dees freundliche G'ſicht kannſt nimma dafrag'n.
No freili, Er gniaßt iatz die ewige Ruah;
Do' für Eam, ſei' Famili, und uns Alle — viel z'fruah! —
Drum ham ma uns aufg'macht und wend'n All's dro,
Daß ma z'weng'ſt no im Bild unſern Karl ſchaug'n ko;
Mir woll'n do' dees G'ſicht, dees gemüatliche, ſegn,
In Liab und Verehrung an Kranz niederleg'n
Von Dach'n und Dax'n und Almarauſch drinn,
Der Kranz moan i, ſchau, der war grad nach ſein Sinn;
Denn ſtark, wiar an Dach, war ſei' Denka, ſei' Treu,
Und friſch, wiar a Tann, ſei' Hamur allawei,
Und herzi, wia Almarauſch, ſo war ſei' G'müat,
So ham ihn mir kennt — und ſo war aa ſei' Liad!
Drum Karl, mir ſchwör'n Dirs heunt wieda aufs Neu:
Friſch bleibt Dei' Nam' uns im Herz'n und treu —
Vaſtumma hat könna Dei' Liad und Dei' Red —
Aba ſchau, Stieler Karl, vergeſſ'n werſt net!

Gedanken über die schöne Kunst.

Von G. Cristaller.

4. Die Abweichungen von der Naturwahrheit: das Phantastische.

Wenn man uns im gewöhnlichen Leben, während unser nüchterner Verstand mit voller Dampfkraft arbeitet, eine solche Häufung von Glücks- und Unglücksfällen erzählt, wie sie irgend ein Märchen berichtet, so glauben wir nicht daran; die Wahrscheinlichkeit, daß da wieder einmal geschwindelt wird, ist entschieden größer, als die, daß jenes merkwürdige Zusammentreffen von Umständen wirklich stattgefunden hat. Wollen wir aber ein Märchen hören, so schrauben wir sofort unser kritisches Verstandeslicht ganz klein herab, ohne es selbst recht zu merken, und in dieser angenehmen Dämmerung ist nun alles glaubhaft. Selbst Feen, Zwerge, Zauberer und dergleichen Volk, das unserem Verstand gar nicht vorgestellt ist, fabelhafte Verwandlungen von Menschen in Tiere und noch buntere Dinge, — das alles ist wirklich im stande, uns Angst oder kindliche Glückseligkeit zu erregen, wie es gerade kommt. Ein ganzes Meer von Unmöglichkeiten und Seltsamkeiten können wir vergnüglich über uns ergehen lassen und der Verstand muckst nicht im mindesten.

Das ist die phantastische Stimmung. Zuweilen fühlt der menschliche Geist, wenn er lange in den gewöhnlichen Schranken der Wirklichkeit und des nüchternen Alltagslebens einhergetrottet ist, auf einmal das Bedürfnis, diese Schranken zu überspringen, wie sich ein Hund, der immer ehrsam am Stricke gehen muß, nach Freiheit sehnt, um ganz nach eigenem Belieben umhertollen zu können. Ein solches Bedürfnis hat der moderne Mensch zuweilen, da er sich noch nicht vollständig an die gesetzmäßige Thätigkeit gewöhnt und angepaßt hat, welche die jetzige Welt von ihm verlangt. Er ist eben nicht nur ein Geschöpf der unmittelbarsten Gegenwart, sondern das Leben und Treiben einer langen Vorfahrenreihe seit den vorgeschichtlichen Zeiten hat seine Spuren in ihm zurückgelassen; viel hundertmal ururväterliche Gewohnheiten zittern noch in ihm nach, und ein solches Nachzittern ist das genannte phantastische Bedürfnis. Als der Mensch sich zum erstenmale über das dumpf-tierische Bewußtsein erhob und mit Vernunft aus sich herausblickte, drang eine Welt von neuen Eindrücken auf ihn ein. Alles war ihm fremd und unverstanden, alles erklärte er nach Art seines eigenen Selbst und seine Phantasie war ungeheuer angeregt und beschäftigt, wovon der großartige Zug in der Mythologie unserer Vorfahren Zeugnis ablegt. Nun aber hat im Lauf der Jahrhunderte eine Menge findiger Geister die Zusammenhänge der Dinge allmählich aufgefunden und wir sehen heute schon ziemlich klar in das nüchterne Gerüste der Weltmaschine, an dem die Phantasie sich nicht mehr weiden kann. Und doch ist sie noch da und will genährt sein. Hierzu steht ihr freilich die realistische Kunst zur Verfügung mit ihren interessanten Bildern und Geschehnissen aus der Wirklichkeit, welchen der neue Herrscher im menschlichen Geist, der Verstand, sein Vidit nicht verweigert. Aber die Veränderung des geistigen Menschentypus geht langsam vor sich und die Phantasie ist heute noch nicht so modernisiert, um mit der Nahrung, welche der Verstand ihr zuläßt, schon zufrieden zu sein. Manchmal erinnert sie sich des Aromas in jener Zeit, in welcher sie noch die Herrin war, einer Zeit, welche für jedes Individuum in der Kindheit sich wiederholt; und da ermannt sie sich denn, schlägt den gestrengen Verstand zu Boden, wie weiland Luthers Glaube die „Teufelshure Vernunft", und die süße phantastische Stimmung ist da. Der Geist weiß nun von der Welt so viel, wie einst der vorgeschichtliche Mensch, oder das Kind, oder ein Träumender; und Träume, Kindermärchen, urmenschliche oder auch mittelalterliche Kindlichkeiten machen das Wesen des echten Phantastischen aus. Des echten; es gibt nämlich auch falsches, affektirtes, und es ist gar keine leichte Künstleraufgabe, das echte zu schaffen.

Vor allem muß er es verstehen, die erforderliche Stimmung wirklich zu erwecken und den Verstand seiner Leser oder Beschauer mit Grazie zu beurlauben. Freilich muß hierin der gute Wille seines Publikums das meiste thun, aber der Künstler soll wenigstens diesem guten Willen möglichst weit entgegenkommen. Je moderner und bekannter

der Schauplatz ist, auf den er die freie Phantasie führt, desto schlimmer ist es für ihn, desto mehr Kraft und Kunst muß er entwickeln, um den hemmenden Einfluß des Modernen auszugleichen; denn dieses hält, vermöge seiner näheren Beziehung zu den praktischen Interessen des Daseinskampfes, den kritischen Verstand besonders zäh im Vordergrund. Nur räumlich oder zeitlich abseits vom großen Strom der Kulturinteressen kann die enttronte Phantasie noch ein selbstherrliches Dasein führen, sonst überall muß sie dem Verstand unterworfen, muß sie realistisch sein.

Ferner hat der Künstler das Mittel, durch welches er ein solches wirklichkeitsfremdes Vorstellungsbild in anderen wieder erzeugen will, vorsichtig zu wählen. Je unsinnlicher es ist, desto besser; darum taugt die Erzählung am ersten, weil sie nur den Schall oder das Bild der Worte unmittelbar gibt und fast alles der Einbildungskraft auszuführen überläßt, wodurch der Geist hinreichend phantasiemäßig beschäftigt ist, um auf eine verstandesmäßige Thätigkeit, soweit nötig, verzichten zu können. Auch die Malerei geht für solche Stoffe noch an, ungeeigneter ist die Plastik, und gar das Theater; dieses sinnenfälligste Darstellungsmittel ist viel zu plump für die luftigen Gespinnste der freiesten Geistesverfassung. Man sehe die Feerien in Volkstheatern oder den Opernspuk und selbst die paar Shakespearemärchen in Hoftheatern, der echte Zauber und Reiz, den nur die Phantasie selbst geben kann, ist dort, wo man ihr die Arbeit ersparen zu müssen meint, nicht mehr möglich.

Es ist im Gegenteil durchaus notwendig, daß die freie Schaffenskraft recht lebhaft angeregt und beschäftigt wird, damit der ganze augenblicklich im Gehirn vorhandene Vorstellungstrieb, das ganze Interesse in anspruch genommen ist. Denn sobald dies nicht geschieht, d. h. Langeweile eintritt, wird die andere, die gebundene Geistesthätigkeit, welche man Verstand nennt, wieder lebendig, wie der Dampf in einer Maschine, wenn er auf einem Weg nicht genügend entweichen kann, sich einen andern schafft. Es muß daher im Phantastischen möglichst viel von dem sein, was ich Phantasielogik nennen möchte, nämlich ein Zwang, der den verständnisfähigen Hörer oder Leser ebenso unwiderstehlich und unentrinnbar gefangen nimmt, wie eine verstandeslogische Beweisführung. Die Bilderverbindung, welche das Wesen der Phantasie ausmacht, hat ebenso gewisse Gesetze, wie die Begriffsverbindung des Verstandes; nur haben wir eben die ersteren uns gewöhnlich nicht so klar gemacht, wie durch das Logikstudium die letzteren, was aber nicht hindert, daß wir sie ebenso stark empfinden.

Endlich muß der phantastische Künstler inhaltlich alles fern halten, was die ernsthaft kritische Stimmung erweckt. Aktuelle Streitfragen, große und begeisternde Ideen, oder noch so verdeckte Anspielungen auf Modernes reimen sich mit dem Phantastischen nicht zusammen; denn sie sind Stichworte für den Verstand: sobald sie ertönen, kehrt er zurück und kann sich nur ärgern über den Unfug, der in seiner Abwesenheit getrieben wurde. Unter den Ursachen, welche Göthes Faust, trotz aller der Einzelheiten höchsten Rangs, dennoch als Ganzes so unbefriedigend machen, ist gewiß die ungenießbare Mischung von Phantasterei und Realismus nicht die letzte. Dies Faustthema ist so groß und so aktuell, und so machtvoll vom Dichter behandelt, daß es den ganzen Menschen in anspruch nimmt; wie sollte auch ein Verstand bei solchen Dingen schlafen können? Ist er aber einmal dabei, so verlangt er auch sein selbstverständliches Herrscherrecht. Was soll ihm der Hokuspokus von Geistererscheinungen und Hexentränken, von dem Pudel, der hinterm Ofen zum Elephanten aufschwillt, um dann als fahrender Scholast hervorzutreten! In ein Kindermärchen damit, aber nicht in die größte Dichtung! Und wenn man dann auch, um den Verstand für den Hokuspokus zu entschädigen, alle möglichen Ideen hineingeheimnist, so tief, daß man sie mit Kommentaren und allerbestem Willen nicht wieder herauskriegt, — das nennt man dann symbolische Kunst, — zum Donnerwetter, damit geschieht ihm ein schlechter Gefallen! Nackt will er die Gedanken haben und klar, wie sich's gebührt; die Bilder aber der Phantasie sind an sich selbst schon gut genug und brauchen sich nicht zu Gedankenhüllen und Schleiern herabzuwürdigen. Und kurz, wenn einmal der Verstand vom Künstler mit zum Essen geladen wird, so soll man ihn nicht behandeln wie der Storch den Fuchs in der Fabel, sondern soll ihm eine Schüssel geben,

die ihm auch ansteht; und das ist der Realismus. Der Verstand ist ja doch (wo es mit richtigen Dingen zugeht,) der Herr und wahrlich etwas mehr als nur eine „Schwiegermutter Weisheit"; die Wirtschaft, die ihm nicht gefällt, wirft er gründlich mit seiner Kritik über den Haufen. Seien wir zufrieden, daß er wenigstens in den Dingen, welche ihm gleichgiltiger sind, zu unserem Ergötzen das „zarte Seelchen" machen läßt, wie diesem beliebt.

Und überhaupt, ich denke, wir haben nun der ungebundenen Phantasie Spielraum genug eingeräumt; alles was übrig bleibt, alles Ernsthafte, Wichtige, Modern-Bekannte, alles was irgend dem Verstand von Wert ist, soll sie nur unter dessen strengster Oberhoheit besitzen, in dem allem kann ihr nur erlaubt sein, was dem klarschauenden Verstand keinen Anstoß erregt. Aber Himmel! wieviel Kunst müssen wir auf diesem Standpunkt ausmustern! Dunkel ahnen wir eine erschreckende Masse von Ausschußwaare; sollten wir nicht lieber ein Auge zudrücken und Komplimente machen? leben und leben lassen?

Nichts da! Wir sind froh, strenge Maßstäbe zu finden und mit Schicklichkeit das zahllose atembedrückende Dichter- und Künstlerheer dezimieren zu können. Kein kritischer Maßstab, wofern er nur aus der Natur des Menschen hergenommen ist, sollte zu streng erscheinen, keine Forderung zu schwer in dieser schreibtollen Zeit. Und wer diesen höchsten Ansprüchen nicht nachkäme, gehörte dermaßen geprügelt und gestraft, — nur kritisch zunächst, — daß er gern ein andermal das Maul hielte.

Mediocribus esse poëtis non di, non homines, non concessere columnae.

Viktor Hugo.

Von M. G. Conrad.

(Geschrieben in Paris 1880).

Ich sehe heute noch das verdutzte Gesicht, das Viktor Hugo machte, als im Sommer 1878 bei der feierlichen Eröffnung des ersten internationalen Schriftsteller-Kongresses im Châtelet-Theater mein Freund Dr. Wilhelm Loewenthal aus Berlin auf den greisen Ehrenpräsidenten zuschritt, um ihm im Namen Deutschlands, des friedfertigen und idealstrebenden, brüderlich die Hand zu schütteln.

Hugo hat den deutschen Geist niemals recht begriffen, am wenigsten das deutsche Herz. Nicht aus französischer Großmannsgeckerei, nicht aus nationaler Chauvinisten-Narretei, sondern weil ihm die Natur das Organ hiezu versagt hat. Viktor Hugo begreift nur Eins vollständig — Viktor Hugo selbst und den Rest insoweit, als er sich mit seinen Anlagen und Neigungen darin wiederfindet. Sein Humanismus ist wesentlich Hugoismus.

In diesem eigentümlichen Menschenwesen hat der Subjektivismus seine höchste Spitze erreicht, der Subjektivismus der romanischen Rasse, der sich von haus aus in seiner Originalgröße zu demjenigen anderer Rassen wie der Obelisk von Luxor zu einem Zuckerhut verhält.

Im Jahre 1842 sprach Viktor Hugo in öffentlicher Akademie mit der ihn auszeichnenden Gelassenheit eines Unfehlbaren das Wort: „La pensée allemande est rentrée dans l'ombre", was soviel heißen sollte wie: Mit dem deutschen Genius ist's aus — Friede seiner Asche!

Der personifizierte Romanismus, der damals in der Litteratur seine romantischen Orgien feierte, fand sich durch den Germanismus in seiner Alleinherrlichkeit beengt, — ein Wort, und der störende Nachbar kroch in den Schatten seiner Wälder zurück, Niemand wußte mehr von seiner obskuren Existenz, der Genius Viktor Hugo's konnte ungehindert seine Schwingen über das weite Reich der irdischen Zivilisation ausbreiten. . . .

„La pensée allemande est rentrée dans l'ombre!"

Ich überschaue im Geiste jenes Stückchen deutscher Bundestagsgeschichte, die Verfolgung der Burschenschafter, die Demagogen-Riecherei, die Proskription der jungdeutschen Schriftsteller, die Hetzjagd, welche von Bureaukraten, Junkern und Pfaffen auf die liberalen Ideen durch die ganze germanische Stammesgenossenschaft in's Werk gesetzt wurde, die Verhöhnung des Unterthanenverstandes, die Verherrlichung der frommen Krähwinkelei, die mißachteten Volksrechte, die zertretene Freiheit, die gebrochenen Eidschwüre — — —

Ich überblicke die fünfundzwanzig Jahre, die seit dem Sturze Napoleons und der Stiftung des deutschen Bundes dahingegangen waren, und frage: Welches waren während dieses Zeitraumes die Geschicke der deutschen Völkerschaften? Waren nach so unsäglichen Leiden, Entbehrungen, Aufopferungen und Heimsuchungen der Kriegszeit endlich die Tage des Friedens, der Freiheit und des Glücks, der bürgerlichen Ehre und des geistigen Ruhms für Deutschland angebrochen? Hatten die Fürsten die Rechtsschuld, von der sie in der Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung plötzlich ein begeistertes Bewußtsein zeigten, gegen die Völker abgetragen?

Sind es etwa nur Ammen-Märchen, was uns unsere Väter von dem politischen und religiösen Absolutismus, von der geistigen Knechtschaft jener Epoche erzählen?

Der deutsche Gedanke, war er nicht von Deutschlands Fürsten selbst in Acht und Bann erklärt?

Von diesem Gesichtspunkt aus unseren damaligen Zustand betrachtet, können wir heute kaum mit Viktor Hugo hadern, wenn er als viel günstiger situierter Franzose halb mitleidig und halb verächtlich auf die elenden Verhältnisse herabsah, in denen unser Geisteswesen schmachtete, auf die nebelgraue Reaktion, die unsere Thatkraft zerstörte.

Nicht der deutsche Politiker, der deutsche Schriftsteller allein, der verfolgte Hüter unseres nationalen Gedankenhortes, konnte damals dem prätentiösen französischen Dichter antworten.

Und er ist ihm die Antwort wahrlich nicht schuldig geblieben. Heinrich Heine hieß der Mann, der die Herausforderung annahm und Schritt für Schritt die Ungebührlichkeiten Viktor Hugo's mit seinen glänzenden Waffen zurückschlug. Was dieser patriotischen Fehde noch mehr Kühnheit und Ansehen verlieh, war der Umstand, daß sie in der Hauptstadt Hugo's selbst ausgefochten wurde. In französischer und deutscher Zunge zog Heine gegen Hugo zu Feld, und während seines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Paris, wo er mit den bedeutendsten Geistern Frankreichs in persönlichen Verkehr trat, verschmähte der deutsch-patriotische Mann die Annäherung mit dem Schmäher seines Nationalwesens.

Als Hugo's „Burggrafen" auf den Brettern der Comédie-Française erschienen, zerfetzte sie Heine mit seiner satyrischen Kritik.

„Abhub unserer romantischen Küche, versifiziertes Sauerkraut!" rief er den Bewunderern der Hugo'schen Burggrafen-Muse zu, und in seinem Berichte an die Augsb. Allg. Zeitung schrieb er am 20. März 1843:

„Sein Werk zeigt weder von poetischer Fülle noch Harmonie, weder von Begeisterung noch Geistesfreiheit, es enthält keinen Funken Genialität, sondern nichts als gespreizte Unnatur und bunte Deklamation. Eckige Holzfiguren, überladen mit geschmacklosem Flitterstaat, bewegt durch sichtbare Drähte, ein unheimliches Puppenspiel, eine krasse, krampfhafte Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenschaft. Nichts ist mir fataler, als diese Hugo'sche Leidenschaft, die sich so glühend geberdet, äußerlich so prächtig auflodert, und doch inwendig so armselig nüchtern und frostig ist . . ."

Wir dürfen bei der Erinnerung an diese Fehde heute nicht außer acht lassen, daß Heine im Uebereifer des Angriffs nicht immer das rechte Maß einzuhalten vermochte und daß überdieß die eigentümliche Neigung seiner Feder zu malitiös vergiftenden Stichen selbst in das gesunde Fleisch unsern genialen Landsmann auch Viktor Hugo wie Platen und den schwäbischen Dichtern und Kritikern gegenüber zu mancher häßlichen Kundgebung hingerissen hat. Das stärkste Wort gegen Hugo hat aber ein Späterer ausgesprochen, den nun auch der kühle Rasen deckt nach dem bitterbösen, höllenheißen Kampfe um das

litterarische Dasein: Ferdinand Kürnberger aus Wien, in seinem Kriegs-Feuilleton „Ein Tollhäusler mehr!"

Es liegt nicht im Plane dieser Blätter, zu den vielen bereits vorhandenen Lebensabrissen des französischen Dichters einen neuen zu fügen, noch den Etappen seines geistigen Triumphzuges zu folgen und dabei die wiederholten Anzüglichkeiten gegen das Deutschtum zu notieren, die trotz des Läuterungsprozesses seines Genius durch schwere persönliche und nationale Erfahrungen von Zeit zu Zeit kraft seines hyperromanischen Naturells hervorbrechen mußten; ich will nur in wenigen Strichen die Erscheinung des Dichtergreises in seinem gegenwärtigen Leben zeichnen und der politischen und litterarischen Geschichte überlassen, was der Geschichte gehört.

Eine Anekdote zuvor, die als Uebergang dienen kann. Clément Caraguel hat sie unlängst im „Journal des Debats" zum Troste der jungen Dichter, die sich so oft von Verlegern wie Lesern verkannt glauben, zum besten gegeben.

Ein Poet, blutjung und durchaus unbekannt, kam zu einem Buchhändler, um diesem ein Bändchen Gedichte im reinlichsten Manuskript zum Verlage anzubieten. Er erhielt die gewöhnliche Antwort: der Augenblick sei schlecht gewählt, Verse fänden keine Käufer u. s. w.

„Sie haben Unrecht", entgegnete der junge Mann; „ich würde mit Ihnen einen Vertrag abgeschlossen haben, der Ihnen das Eigentumsrecht der anderen Werke gesichert hätte, die ich später schreiben werde. Sie weisen Ihr eigenes Glück von der Hand."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr!" antwortete der Verleger mit einem ironischen Lächeln.

„Gütiger, als Sie vielleicht glauben," nahm der Poet das Wort; denn in mir ist ein Mann von Genie, sowenig Sie sich auch den Schein geben, es zu glauben — die Zukunft wird's zeigen."

Damit steckte der junge Mann sein Manuskript in die Tasche und entfernte sich. Der Verleger, betroffen über den sicheren Ton des Selbstvertrauens, überlegte sich die Sache einen Augenblick — und rief dem Unbekannten nach. Zu spät. Der Poet war mit seinem Manuskript auf und davon.

Der Leser hat bereits seinen Namen erraten. Der Dichterjüngling war Viktor Hugo.

Es ist ein uraltes Vorrecht der Dichter, den Propheten zu spielen, und wie männiglich bekannt, prophezeihen sie nichts lieber, als ihren eigenen Ruhm, ihre eigene Vortrefflichkeit, wenn nicht gar ihre Unfehlbarkeit.

„Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt."

Unser vielbelesener Ernst Eckstein hat einmal, die Texte in der Hand, in einem launigen Feuilleton die bunte Guirlande poetischen Selbstlobs durch die Dichtung aller Zeiten und Völker bis auf die — bescheidene Gegenwart entrollt.

In Viktor Hugo hat dieser, wie erwiesen echt poetische Zug der höchstpersönlichen Selbstbestätigung seinen stärksten Ausdruck gefunden. Sein Briefstyl und besonders seine Proklamationen bei feierlichen Anlässen, seien sie litterarischer oder politischer Natur, sind durch die Forcierung der persönlichen Note typisch geworden und haben das Privileg, die Spottsucht der kleinen Geister herauszufordern. Psychologisch liegt hier absolut keine Anormalität vor. Viktor Hugo ist ein Genie — und ein Franzose, das will sagen: die konzentrierteste Persönlichkeit, das Selbstbewußtsein in der höchsten Potenz.

Man kennt das launige Wort eines Rothschild: „Kommt ein Schnorrer und glaubt er sei ein Millionär, weil er auch ein paar Millionen besitzt." Ein anderes ist Selbstbewußtsein, ein anderes Selbstüberhebung. Viktor Hugo ist ein Millionär, aber kein Schnorrer, der zufällig auch ein paar Millionen besitzt. Das ist der Unterschied.

Sein persönliches Auftreten trägt ein durchaus schlichtes Gepräge. Keine Spur von Pose oder von jenem selbstvergötternden Apparat, mit dem sich oft hervorragende Geister zu umgeben belieben, um den Abstand zu markieren, der sie von dem profanen Haufen trennt.

Was in dieser Beziehung die überhitzten Schwärmer oder die parteigeistlichen Spekulanten, die einen großen Namen zum Fahnenbilde ihres Interessenkrams herabwürdigen, gesündigt haben, dürfen wir doch wahrlich dem genialen Manne nicht als eigenes Verschulden anrechnen. Wer möchte ein Götterbild in seiner ruhigen Nische dafür verantwortlich machen, daß sich die alten Weiber beiderlei Geschlechts vor ihm im Staube wälzen, während die Kultusdiener das Weihrauchfaß schwingen?

Ich war Zeuge, wie ein südamerikanischer Litterat auf dem internationalen Schriftsteller-Kongreß in einer kochenden und überschäumenden Ansprache Herrn Hugo das Kompliment an den Kopf schleuderte: „Sie sind der Messias der Civilisation!"

Der Getroffene duckte sich ein wenig, als ob er den Wurf über sein Haupt hinweggehen lassen wollte, dann glitt ein leichtes, gutmütiges Lächeln über seine ruhig schönen Züge, als wollte er sagen: Nun, wenn es einmal nicht anders geht und es Ihnen Spaß macht, stecken wir auch den „Messias der Civilisation" zu den übrigen Ungeheuerlichkeiten in die Tasche!

Der Südamerikaner war ein unbescholtener Mann, der nur seiner Bewunderung für den französischen Meister mit einem flammenden Worte Luft machen wollte. Nun gibt es aber eine Sorte von litterarischen und patriotischen Hochstaplern, die mit ihren starken Worten unmännlicher Liebedienerei auf die Empfehlung oder direkt auf die Börse des schon oft mißbrauchten, aber in seiner Gefälligkeit unerschöpflichen Poeten spekulieren.

Viktor Hugo erzählte seinen Tischgästen einmal — es ist noch nicht lange her — folgende Geschichte:

„Ich komme neulich heim, da begegne ich auf der Treppe einem Kanonier. Er macht mir den militärischen Gruß und sagt: „Großer Bürger, ich lese den Rappel (Hugo's Leibblatt) und werde von meinen Vorgesetzten deshalb übel angesehen. Ich habe meine neue Stallhose verloren. Ist Staatseigentum. Bringe ich sie nicht sofort wieder, fünf Jahre Eisen! Die Hose ist vierzig Sous wert, aber um eine andere auf der Stelle zu haben, fünfzehn Francs . . . Großer Bürger, bitte Sie um die fünfzehn Francs!"

Ich glaube, er hat mich sogar Vater des Vaterlands genannt oder wenigstens Vater der Demokratie! (Der Erzähler fügt hier ein pfiffiges Lächeln bei.) Ich habe dem Kanonier die fünfzehn Francs gegeben. Fünf oder sechs Tage hernach speist Monsieur Spuller bei mir. Ich erzähle ihm das Abenteuer des Kanoniers, der seine Hose verloren hat. Als ich geendigt, nimmt Spuller das Wort: „Als ich vorgestern heimgehe, begegne ich einem Kanonier, der zu mir sagt: „Ehrenwerter Bürger, ich lese die République française (Gambetta-Spuller's Journal) und werde von meinen Vorgesetzten deshalb übel angesehen . . . . Stallhose verloren . . . . Staatseigentum . . . . fünf Jahre Eisen . . . . vierzig Sous . . . . fünfzehn Francs . . . . Ich habe ihm nur fünf Francs gegeben, und der Mann war ganz glücklich."

Ich erwiderte Spuller: Sie haben ihm nur fünf Francs gegeben, weil er Sie nicht „großer Bürger" genannt hat; hätte er Sie aber gar, wie mich, mit „Vater der Demokratie" angeredet, so hätten Sie sicher Ihre fünfzehn Francs springen lassen!"

Helles Gelächter Hugos und seiner Tafelrunde.

Gustav Rivet, ein ständiger Gast des Hauses, berichtet, daß der Poet mit Bettelbriefen förmlich überschwemmt wird. Einmal kamen in zwei Tagen allein vierunddreißig Briefe an, deren Geldforderungen sich auf zweihundertvierzigtausend Francs summierten. Ein Notar aus der Provinz verlangte für seinen Part allein hunderttausend Francs Vorschuß. Er habe sich durch unglückliche Spekulationen ruiniert, schrieb der biedere Beamte, und er bitte den edelmütigen Poeten, ihn und seine unschuldige Familie vor Schande und Verderben zu retten!

Hugo ist die Gastfreundschaft in Person. Trotz seines hohen Alters, das einem weniger rüstigen Manne die größte Ruhe und vorsichtige Zurückgezogenheit auferlegen würde, veranstaltet er allabendlich noch die gewohnte Mahlzeit mit einer großen Zahl seiner Freunde, die nach Gruppen gesondert, in der Avenue d'Eylau einkehren, wie sie es ehemals in der Rue de Clichy gethan. Ein Abend versammelt die Politiker, ein anderer die Gelehrten, ein dritter die Künstler u. s. w. Nach dem Diner, wobei der Hugo'sche

Appetit seinen Gästen das glänzendste Beispiel gibt, findet regelmäßig Reception statt, so daß das geräumige Haus oft die Zahl der Besucher kaum zu fassen vermag. Ein besonderer Abend in der Woche gehört dem schönen Geschlecht, das den schon oft beschriebenen „Salon rouge“ mit heiterem Geplauder, silbernem Gelächter und dem Rauschen seidener Roben erfüllt.

Die Honneurs des Hauses macht Madame Drouet, die ehrwürdige Matrone mit den schönen weißen Haaren. Bekanntlich hat sich Hugo sehr jung in die Fesseln der Ehe begeben, ohne jedoch jenes Glück zu finden, das der sakramentale Bund den Gläubigen und Getreuen verheißt. Madame Hugo, geb. Foucher, hat in ihren romantischen Launen sich zu verschiedenen außerehelichen Abstechern in das Reich der Erotik verleiten lassen. Ihr Verhältnis mit dem durch Geist und Lüsternheit gleich berühmten Kritiker Sainte-Beuve war ein eklatanter Bruch mit aller ehelichen Ehrbarkeit. Seit der Tot das Band gelöst, ist die ergebene Freundin Drouet, eine ehemalige Schauspielerin, nicht mehr von der Seite ihres bewunderten Poeten gewichen. Sie hat die achtzehn Jahre seines Exils mit ihm geteilt und waltet jetzt noch mit jugendlichem Enthusiasmus und hausmütterlichem Takte seiner nicht wenig komplizierten Wirtschaft.

Das Haus Viktor Hugos trägt die Nummer 130 in der Avenue d'Eylau, einer jener prachtvollen, mit herrlichen Bäumen bepflanzten Straßen, die vom Arc de Triomphe strahlenförmig auslaufen. Von der Madame de Nar, Prinzesse de Lusignan, erst vor wenigen Jahren erbaut, zeigt es in seiner inneren baulichen Einrichtung und Dekoration einen wahrhaft fürstlichen Geschmack. Nur wenige Schritte von dem Bois de Boulogne entfernt, vereint die Lage alle Vorzüge des Landaufenthalts mit einer weltstädtisch vornehmen Nachbarschaft; denn in dieser stillen, aristokratisch gepflegten Gegend hat sich in den letzten Jahren die Kolonie der Millionäre zum Pariser Sommeraufenthalte angesiedelt.

Viktor Hugo, der sich früher kein größeres Vergnügen wußte, als auf die Imperiales der Omnibusse zu klettern, und auf dieser luftigen Höhe einen großen Teil seines geliebten Paris fast täglich zu durchfahren — es geschah meist in den Morgenstunden, — beschränkt sich jetzt auf kurze Fußwanderungen in das Bois de Boulogne. In kurzer Joppe, den leichten Filz auf dem Haupte, den Spazierstock in der Hand, kann man den Dichtergreis in den Nachmittagsstunden behaglich dort schlendern sehen. Es ist dies die einzige Veränderung, die ihm das hohe Alter in seiner äußeren Lebensordnung abgewonnen hat.

Ce siècle avait deux ans,

schrieb er einst, um sein Geburtsjahr mittelst eines Verslein seinen vergeßlichen Landsleuten einzuprägen.

Hugo wurde am 26. Februar 1802 in Besançon geboren und entstammte einem lothringischen Adelsgeschlecht, pflegte jedoch seinen gräflichen Titel, außer bei einigen offiziellen Anlässen in frühester Jugend, niemals zu führen. Ebensowenig machten seine beiden Söhne, die in ihrem besten Mannesalter das Zeitliche segnen mußten, von ihrer angestammten Noblesse weder bei Unterschriften, noch auf Visitenkarten, Manschettenknöpfen, Spazierstöcken und bei ähnlichen feierlichen Veranlassungen jemals Gebrauch. Man denke jedoch nicht, dies sei eine bizarre Liebhaberei der Hugo'schen Familie, demokratische Ziererei und dergl. Wir finden diese Sitte fast allgemein im liberalen und wirklich bedeutsamen Teil der Schriftsteller- und Künstlergilde Frankreichs. Bei Henri Rochefort z. B. könnten wir allerdings geneigt sein, den Verzicht auf seinen Grafentitel aus seiner radikalen Gesinnung zu erklären, das würde aber nicht bei Edouard Labulaye stimmen, der die Auslassung des adeligen „de“ jedenfalls nicht aus exzessivem Freisinn sich angewöhnt hat. Der berühmte Karrikaturenzeichner Cham liebte die soziale Vornehmheit mit aller Glut einer hochgeborenen Seele, aber er wußte seinen gräflichen Stammbaum so gut zu verbergen, daß erst bei seinem Tode die meisten seiner Bewunderer erfuhren, welcher noblen Sippe der geistreiche Schreiber und Zeichner entsprossen war. Cham war ein Pseudonym und Comte de Noë der wahre Name. Um noch ein Beispiel anzuführen: Der Schauspieler Gil-Naza, der gegenwärtig zu den besten Kräften des Ambigu-Comique zählt, ist ein legitimes Grafenkind. In keinem andern Lande hat der Adel auf dem Gebiete

des geistigen Lebens so Bedeutendes geleistet, wie in Frankreich, wo er in den sozialen und politischen Wissenschaften geradezu bahnbrechend gewesen von Montesquieu und dem älteren Mirabeau an bis auf Saint-Simon und Tocqueville. Selbst die philosophische Entwickelung ging hier von einem Edelmanne aus, von Descartes. Auffallend ärmlich nimmt sich in dieser Beziehung die deutsche Aristokratie gegen die französische aus. In unserer Litteratur-, Kunst- und Kulturgeschichte spielt der deutsche Geburtsadel als produktive Kraft eine inferiore Rolle. Da diese Erscheinung für die Intelligenz und die soziale Bedeutung unseres hohen Adels nicht sonderlich schmeichelhaft ist, so haben wir aus der Not eine Tugend gemacht und unsere bürgerlichen Schriftsteller-Genies von Göthe und Schiller bis auf Scheffel und Gottschall mit Adelsdiplomen ausgestattet. Auf diese Weise hat unsere Litteratur nachträglich ein so famoses aristokratisches Ansehen bekommen wie keine zweite in Europa. In dem revolutionären Frankreich hingegen steigen die Adeligen, sobald sie sich einer ordentlichen geistigen Leistung gewachsen fühlen, zu den Bürgerlichen herab und bilden mit ihnen in einem großen nationalen Gemeingefühl die einzig wahre und bedeutungsvolle Aristokratie, die des Geistes, der Ideen, des humanen Fortschritts.

Kehren wir wieder zu Viktor Hugo zurück!

Nach alter Gewohnheit erhebt er sich sehr früh von seinem Lager, einem pompösen Himmelbett urväterlichen Stils und begibt sich in sein Arbeitszimmer, dessen Fenster Sommer wie Winter geöffnet sind. Nulla dies sine linea, das ist seine treu befolgte Regel geblieben. Die großen Folioblätter holländischen Fabrikats, womit ihn ein Verehrer auf Jahre hinaus versorgt hat, nehmen täglich seine geistige Produktion in langen, festen Schriftzügen auf. Er greift erst zur Feder, wenn der Gedanke seine definitive Gestalt gewonnen hat, so daß in seinen Manuskripten nachträgliche Veränderungen äußerst selten sind. Seine Dichterwerkstatt kennt die famose Feile nicht.

Je nach der Disposition seines Kopfes unterbricht er seine Arbeit oder setzt sie fort weit über die Stunde des mittäglichen Dejeuners hinaus. Zuweilen erscheint er erst gegen zwei Uhr am Frühstückstisch, wo er dann im Geplauder mit Madame Drouet, in großväterlichen Scherzen mit seinen muntern Enkeln Georges und Jeanne die liebste Unterhaltung findet. Dann stellen sich auch seine Gehilfen und intimsten Freunde ein, Richard Lesclide und Paul Meurice z. B., um mit dem Dichter Rücksprache über die Anordnung seiner Manuskripte, über den Verkehr mit dem Verleger und ähnliche Schriftstellersorgen zu nehmen.

Hauptsächlich beschäftigt ihn eine definitive Edition seiner Gesamtwerke. In seinem eisernen Manuskript-Schranke ruhen litterarische Schätze, die er seinen Erben zur Veröffentlichung überlassen wollte, bis er sich auf das Andringen seiner Freunde doch entschloß, bei Lebzeiten noch das Siegel zu lösen. Man nennt besonders ein fünfaktiges Drama „Torquemada" zwei Komödien in Versen, einen dritten Teil der „Légende des Siècles", ein großes Poem „La Fin de Satan" und noch mehrere kleine Stücke, die sämtlich seit Jahren schon vollendet sein sollen.

Summa: in Viktor Hugo bietet sich uns eines der reichsten, gesegnetsten und schönsten Schriftstellerleben, das wir kennen. Aus allen Kämpfen ist er als Sieger hervorgegangen; seine litterarischen und politischen Feinde hat er der Reihe nach überlebt, selbst sein unversöhnlichster Gegner, der dritte Napoleon, der Mann der „Chatiments", mußte vor ihm hinabfahren in die Grube . . .

Kein Ruhm blieb ihm versagt. Er wird bei Lebzeiten mit Ehren überhäuft, wie sie Racine, Korneille und Molière erst nach ihrem Scheiden aus der Zeitlichkeit widerfuhren. Am 26. Februar 1880, seinem achtundsiebzigsten Geburtstage, hat das erste Schauspielhaus der Nation, das Théâtre-Français, das fünfzigste Anniversarium seiner Tragödie „Hernani" gefeiert, seine Büste mit dem Lorbeer gekrönt — und der Poet durfte in ungebrochener Kraft, in wahrhaft jugendlicher Frische seiner eigenen Apotheose beiwohnen, zurückblickend auf ein halbes Jahrhundert glorreichen Schaffens, er und sein Werk

Jeunes encor de gloire et d'immortalité,

wie Chénier einst mit einem berühmten Vers von Homer gesagt.

Und welche Kämpfe hatte der Poet vor fünfzig Jahren wegen seines romantischen Werkes zu bestehen gehabt! Ja, wenn man sich nur in loyaler litterarischer Fehde an dieses allein gehalten hätte! Aber wie immer, wenn ein bahnbrechender Geist an den altgeheiligten Schranken des Ueberlieferten rüttelt, suchte man mit der neuen Idee auch ihren persönlichen Träger in den Schmutz zu ziehen und den Menschen dem öffentlichen Abscheu zu überliefern. Mit Ausnahme einer kleinen Zahl junger, begeisterter Anhänger war das Publikum und die Presse von Anno 1830 einstimmig in der Verurteilung des Mannes. Hugo wurde als der Antichrist ausgeschrieen, der die Greuel der Verwüstung in die geweihte Stätte der Nationalliteratur trage, der die Würde der Sprache, die Reinheit der Dichtung, die Schönheit der Kunst mit Füßen trete, weil sein geistiges Wesen selbst nur Unlauterkeit, Rohheit und schmutzig sinnliches Gelüste sei. Man schlage die Zeitungen von damals auf, man konsultiere die Gutachten der ersten und angesehensten Kritiker! Fast genau, wie es später seinem Antipoden Zola ergangen!

Die Rädelsführer der klassischen Kabale gingen noch weiter. Sie riefen die Intervention der Staatsgewalt an, sie thaten Schritte bei dem König Charles X., um die Unterdrückung eines Theaterstückes zu erwirken, das nach ihrer Meinung die öffentliche Moral schädige und Frankreich in den Augen des Auslandes degradiere!

Viktor Hugo erzählte jüngst, anläßlich der goldenen Hochzeit seines „Hernani", eine Anekdote, die uns die Stimmung jener Zeit treffend charakterisiert.

Es war kurz nach der fürchterlichen Theater-Bataille, in welcher „Hernani" nach wenigen Aufführungen unterliegen mußte. Der junge Poet unternahm einen Ausflug in die Normandie, um sich von den Pariser Aufregungen zu erholen. Die pittoreske Landschaft ungehinderter zu genießen, schwang er sich auf das Verdeck der Postkutsche. In Rouen gesellte sich ein anderer Naturfreund zu ihm, ein sorgfältig gekleideter Herr mit feierlicher Miene und steif wie seine weiße Kravatte. Die beiden Reisenden blieben eine Zeitlang stumm neben einander sitzen, augenscheinlich ganz von den Reizen der köstlichen Provinzbilder gefangen genommen. Endlich ward das Band der Zunge los und der vornehme Herr richtete an den jungen Gefährten die Frage, ob er aus Paris komme. Bejahende Antwort.

„Ah! Und was giebt's Neues in der Hauptstadt?" fuhr die weiße Kravatte fort.

Die Unterhaltung bewegte sich zunächst um politische Dinge, die damals die Geister um so lebhafter beschäftigten, als die Ahnung einer revolutionären Umwälzung, die richtig zwei Monate später eintreten sollte, sozusagen in der Luft lag.

Dann kam die Litteratur, ein nicht minder aufregendes Thema, auf das Tapet.

„Da Sie von Paris kommen, Monsieur, so haben Sie sicher auch von dem neuen Theaterstück gehört, das gegenwärtig so viel Lärm macht?" fragte die weiße Kravatte.

„Oui, Monsieur."

„Sie haben es vielleicht selbst gesehen?"

„Oui Monsieur."

„Blödsinniges Zeug, nicht wahr?"

„Oui, Monsieur", wiederholte Viktor Hugo zum dritten Male mit unerschütterlicher Ruhe, um der vollen Aussprache seines Gefährten freien Lauf zu gestatten.

„Monsieur beschäftigt sich wohl selbst mit Litteratur?" nahm die weiße Kravatte die Rede wieder auf.

„Ein wenig."

„Ah!"

„Ich mache Tragödien."

Bei dem Worte Tragödien vermochte das klassische Herz des vornehmen Mannes — er war, wie Hugo später erfuhr, Oberrichter an einem Tribunalshofe in der Provinz — nicht länger an sich zu halten:

„Es scheint, daß dieser „Hernani" ein ganz abscheuliches Stück ist, und sein Verfasser soll nicht viel besser sein, ein wahres Monstrum von einem Litteraten —" und ein ganzes Feuerwerk von Invektiven brannte los.

„Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen", antwortete Hugo, den die Szene mehr und mehr ergötzte.

„Ich auch nicht, Monsieur, ich auch nicht — Gott sei Dank! Aber einer meiner Freunde, der neulich aus Paris zurückkam, hat ihn zufällig gesehen."

„Ach was nicht gar!"

„Und wie hat er ihn gesehen, du lieber Himmel! Ein herabgekommenes, halbnackt laufendes Subjekt."

„Nicht möglich!"

„Und dabei fast immer betrunken."

„Wie ekelhaft!"

„Oft muß man ihn toll und voll aus dem Cafehaus in seine Wohnung schleppen. Wie alle litterarischen Zigeuner, verbringt er die meiste Zeit in der Kneipe. C'est un pilier d'estaminet."

„Da seht einmal an!"

„Nicht wahr, das ist eigentlich gar kein Wunder . . . bei einem solchen Genie von Poesie . . ."

„Sie haben Recht."

„Und wissen Sie, wo er seine verrückten Gedichte schreibt? Bei den wüsten Orgien, die er mit den Balletmädchen letzter Sorte feiert, bei der Flamme, die vom Punschnapf aufsteigt, in einer Atmosphäre von Schnaps und Schminke. Solche Produkte sollen wir uns vom schlechten Geschmacke einiger Narren als nationale Poesie aufzwingen lassen?"

„Niemals! Wir werden uns zu verteidigen wissen!" antwortete Hugo mit Feuer, um die Anstrengung zu verbergen, die es ihm kostet, sein Lachen zu verbeißen.

„Oui, Monsieur, wir werden uns zu verteidigen wissen! Das ist brav gesprochen, mein junger Mann. O wie bin ich glücklich, in Ihnen eine Seele gefunden zu haben, die von den schlechten Tendenzen des Tages unberührt geblieben ist! Sie sind ein galant homme . . . Sie" — und eine ganze Litanei von Komplimenten drückte die hohe Befriedigung der weißen Kravatte aus.

Unter solchen Gesprächen setzte sich die Reise fort, und als die beiden Gefährten in Havre anlangten, herrschte zwischen ihnen ein so herzliches Einverständniß, daß die vornehme weiße Kravatte sich's nicht versagen konnte, mit dem jungen, bescheidenen Manne in denselben einfachen Gasthofe Absteigequartier zu nehmen.

Der diensthuende Kellner legt den Ankömmlingen das Fremdenbuch vor —

„Viktor Hugo aus Paris" zeichnet gelassen der Verfasser des „Hernani" und reicht seinem Gefährten die Feder mit einem liebenswürdigen Lächeln.

Der erblickt kaum den Namen, so wechselt er die Farbe, stottert, schleudert die Feder weg, hebt seinen Reisesack auf und stürzt über Hals und Kopf zur Thür hinaus . . . .

Vom tarpejischen Felsen bis zum Kapitol sind bekanntlich nur wenige Schritte. Der Verbrecher, der Narr von gestern — wird morgen zum Gotte.

Wie weit die Abgötterei gediehen, davon haben wir bei der jüngsten Hugo-Jubelfeier in den Auslassungen des romantischen Schwärmers Catulle Mendès ein typisches Beispiel erlebt. Ich gebe einige Proben des verzückten Schriftstücks:

„Alle französische Poesie des neunzehnten Jahrhunderts stammt von Viktor Hugo ab . . . . Sie bewegt sich in ihm, sie kehrt zu ihm zurück.

„Er trägt dieses Jahrhundert, wie die gemalten Kaiser die Weltkugel tragen.

„Es existiert litterarisch nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Wahres, das nicht der Reflex oder die Fortsetzung seines Gedankens wäre.

„Poeten, welche Strophe singt Ihr? Die seinige.

„Dramaturgen, wem habt Ihr das Drama zu verdanken? Ihm.

„Romanciers, wer hat die Freiheit proklamiert, alles zu betrachten, alles zu sagen? Er.

„In der That, das ist unser wahrhaftiges Glaubensbekenntniß: Alles kommt vom Vater her.

„Wie, der ganze moderne Gedanke hätte seine Lichtquelle im Gehirn eines einzigen Menschen? Ja."

Und an einer andern Stelle: „Es ist normal, daß er der Meister des Jahrhunderts ist — ist er doch das Jahrhundert selbst!"

Die gesamte Kritikergilde schwieg. Nur Einer nahm das Wort zum lauten Protest — Emil Zola. Er schrieb:

„Nein, nein und tausendmal nein! Wen will man zum Besten haben? Das ist wahrlich komisch. Hugo war ein Glied, ein mächtiges Glied in der Kette unserer Litteratur, nichts weiter. Sowenig als die Vergangenheit auf ihn allein hinführte, so wenig wird die Zukunft von ihm allein ausgehen. Vor ihm wurden schon zwanzig litterarische Schlachten geschlagen, der Streit der Alten und der Neuen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ist dem romantischen Disput vorausgegangen, und andere Kämpfe werden folgen. Ohne Zweifel, Viktor Hugo war durch den Glanz seiner Begabung die Inkarnation des Romantismus geworden; aber das Terrain war vorbereitet, er hatte nur Rousseau und Chateaubriand fortzusetzen, und an seiner Seite befanden sich Lamartine, Musset, Vigny und viele andere. Der Mann des Jahrhunderts! Das letzte Wort des neunzehnten Jahrhunderts sollte diese lyrische, spiritualistische und nebulose Poesie sein? Unser Jahrhundert der Wissenschaft sollte sich in diesem deistischen Philosophen resumieren, dessen Lehren von einer vollkommenen Kinderei (d'une parfaite puérilité) sind, in diesem seltsamen Denker, der für all' unsere furchtbaren Probleme keine andere Lösung weiß, als das feierlich verschwommene Gerede von einer empfindsamen Humanität? Allons donc! Das wäre ein Scherz, den wir mit dem Spott unserer Enkel bezahlen müßten."

Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle eine dritte Stimme einzuführen, und zwar die eines Ausländers. Ich schlage die eben erschienene zweite Auflage von Honeggers „Litteratur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts" auf und finde, daß der exakte schweizer Gelehrte, der wie wenige Historiker über den freien Blick und das scharf treffende Wort verfügt, unglaublich phantastisch und phrasenselig wird, wo er die Betrachtung auf das Haupt der französischen Romantik fixiert. Ein merkwürdiger Fall! Der Leser prüfe selbst:

„Der Seher des Seelenlebens, verfolgt er seine Zweifel und Stürme in ängstlicher Eile und türmt seine Fragen und Erschütterungen düster grübelnd auf. So hat er eine furchtbare Gewalt in dem Aufrühren und Aufrütteln der Seele bis auf den Grund. Ebenso bewegt, forschend gespannt, verliert sich sein Auge in die dunkelnden Fernen der Zukunft; er ist der Dichter für den umwölkten Geist dessen, was da kommen mag. Er schaut wenig zurück, lauert nach vorn in die nebelig träumenden Möglichkeiten hinein, die ihm das Zerstören und Vergessen im Schooße tragen; sein Gefühl ihnen gegenüber ist die Resignation. In der Gegenwart lebt er der Zukunft zweifelhaftes Leben. Darum ist er auch düster, viel steigen Schauer, oft das Grauen in seiner Seele auf. Sein Auge stößt sich an den Schatten, durch welche schweren Trittes das Geschick hinschreitet; es ist das nur unbegrenzt denkbare unheimliche Reich des Ungewissen, das wie eine bleiche Larve drohend in's Jetzt hereinschaut. Immer neue, immer bewegende Variationen führen ihm die ahnungsschweren Nebelgebilde der Dämmerung zu, in deren gottgeweiheten Geheimnissen sein Geist gräbt. Und erschütternde Gewalt legt diesen scharf eingeschnittenen und machtvoll erfaßten Rätseln große Trauergeschicke der Geschichte unter. Seele, Schicksal und Zukunft sind seine großen Motoren; mit jener baut er in die Tiefe eine staunenswürdige Poesie der Psychologie, mit diesem in die verschleierte Ferne, deren Sinn er dem Himmel abringen möchte. Viktor Hugo kann ....."

Ganz recht, verehrter Herr Professor, Viktor Hugo kann Sie z. B. noch ein gut Stück weiter auf dieser schwindeligen Bahn musikalischer Deklamation und rhetorisch überschnappter Lyrik führen, aber welcher Leser mit gesunden fünf Sinnen vermag Ihnen länger zu folgen? — Castelar leistet im Spanischen Aehnliches, wie im vorliegenden Falle der schweizer Historiker in der Sprache Lessing's — von Hugo selbst aber ist mir wenig bekannt, was sich dieser Phantasmagorie romantischer Bilderjagd an die Seite setzen ließe.

Wir können es getrost der Zukunft anheimstellen, für die gesamte litterarische Produktion Hugo's das letzte richtende Wort zu finden. Il tempo é galantuomo, sagen die Italiener. Die Mitlebenden sind oft ungerecht. Die Geschichte der Kritik ist die Geschichte menschlicher Irrtümer par excellence. Von tausend Beispielen nur eins. Als vor mehr als zweihundert Jahren Racine's Britannicus zum erstenmale gespielt wurde,

urteilte die geistreiche Madame de Sévigné, daß das Stück sich nicht länger halten würde, als der — Kaffee! Die scharfsichtige Prophetin! Wir trinken heute noch Kaffee und Britannicus wird heute noch gespielt und gelesen ....

Aber mögen die Werke des Poeten die Zeitprobe bestehen, wie sie wollen, die Figur des Poeten steht groß da. Unermeßlich hat die grandiose Persönlichkeit Viktor Hugo's auf die mitlebenden Geschlechter seiner Landsleute gewirkt; sie war seinem Lande das verkörperte Volksgewissen in reaktionär erschlaffter Zeit, sie war der leibhafte Protest gegen die verbrecherischen Anschläge zur Unterdrückung der Volksfreiheit, sie war das lebendige Symbol der bürgerlichen und schriftstellerischen Würde und Unabhängigkeit.

Allein wie viel mehr hätte Viktor Hugo über die Grenzen seines Landes hinaus zu wirken vermocht zur Rassenverständigung und Völkerbefreundung, wenn er nicht unter dem Einfluß der ererbten französischen Einseitigkeit die zivilisatorische und politische Weltstellung seiner Nation in einer Weise aufgefaßt hätte, als ob kein Germanismus und kein germanisches Kulturvermögen existiere!

In seinem romanischen Hoheitswahne identifizierte er sich mit Paris, Paris mit Frankreich, Frankreich mit der Welt. Diese Unermeßlichkeit seines Stolzes war seine Schranke — und sein Fall. Siehe l'année terrible!

Hinter den Bergen wohnen eben auch Menschen, und es war eine grauenhafte Vermessenheit, dieselbigen im neunzehnten Jahrhundert noch für barbarische Horden zu halten. —

Von den großen deutschen Geistern hat sich besonders Goethe seinen Haß zugezogen. Er ist seine „bête noire"; schon der bloße Name bringt ihn in Harnisch, und seine Intimen hüten sich, in seiner Gegenwart das gehaßte Wort auszusprechen. Der „Gaulois" hat kürzlich eine darauf bezügliche Anekdote erzählt.

In einem litterarischen Kreise unterhielt man sich gerade mit Reminiszenzen aus Goethe's Gesprächen mit Eckermann, als Viktor Hugo eintrat.

„Goethe! aber das existiert ja gar nicht!" bemerkte Hugo mit affektierter Ironie. „Goethe? Was hat er denn eigentlich gemacht? Nichts! ... Ach ja, die Räuber ...."

„Verzeihung, Meister, die Räuber sind von Schiller", bemerkte jemand respektvoll.

„Et encore — selbst die Räuber sind nicht einmal von ihm, sondern von Schiller!" rief Hugo aus, mitleidig die Achsel zuckend.

Das ist schon lange her, und ist das Geschichtchen nicht wahr, so ist es wenigstens gut erfunden.

Selbstverständlich ist der Erzpariser nicht gut auf Berlin zu sprechen, weil er in der werdenden Weltstadt an der Spree eine Konkurrentin der fertigen Weltstadt an der Seine wittert.

„Berlin — was bedeutet Berlin? Man spielt dort unsere Theaterstücke, man liest dort unsere Romane, man übersetzt unsere Feuilletons, man kopiert unsere Kunst und unsere Mode ... Paris ist die Hauptstadt der Völker, das Licht der Welt."

In der Mitte der siebziger Jahre hatte Hugo die Genugthuung, von hervorragenden Persönlichkeiten der demokratischen Partei in Deutschland mit schriftlichen Herzensergüssen beehrt zu werden. Bei dieser Gelegenheit, berichtet Gustav Rivet, äußerte er sich gegen seine Vertrauten wie folgt:

„Ich habe vor einiger Zeit Briefe aus Deutschland erhalten; die Demokratie ist dort ganz furchtbar. In diesem Volke ist etwas vom Vandalen. Sollte sich jemals bei ihm eine Explosion ereignen, so würde man eine Schlächterei erleben hundertmal entsetzlicher, als bei uns. Es kann übrigens auch sein, daß die Emanzipation dieses Volkes ohne Erschütterung sich vollzieht. Die drei lateinischen Nationen, im Besitze der Freiheit, werden zur Erlösung der übrigen Nationen schreiten."

Das ist Hugos politisches Ideal: Das Heil der Völker kommt von den Romanen; sie begründen die „vereinigten Staaten von Europa" und führen darin die Vorherrschaft.

„Ich werde zwar die europäische Republik nicht mehr erleben", sagte er einmal zu einem Kreise gläubiger Bewunderer, „aber Ihr Jungen werdet sie sehen. Neulich saß ich zu Tische, Castelar zu meiner Rechten, Gambetta zu meiner Linken, da brachte ich

den Toast aus: Auf das Wohl der drei Republiken und ihrer drei Repräsentanten Garibaldi, Castelar und Gambetta!" — Sonderbarer Schwärmer!

Ich schließe mit einigen Bemerkungen über Hugos Bilder. Selbst ein sehr gewandter Zeichner, findet er großes Vergnügen an den Werken des Stiftes und Pinsels. Er ist unermüdlich, sich porträtieren zu lassen. Auch den Photographen gibt er ein schönes Stück Geld zu verdienen. Die Büste, welche jüngst im Théâtre-Française zur Krönungszeremonie diente, stammt aus dem Jahre 1838 und ist von dem berühmten Bildhauer David d'Angers ausgeführt. Sie zeigt den Dichter bartlos, das Haupt von einer löwenartigen Mähne umwallt. Sein neuestes Bild wurde von Bonnat gemalt und figurierte auf der internationalen Kunstausstellung in München (1879). Haupt- und Vollbarthaar kurz geschoren, von schneeiger Weiße, der Teint gesund und gerötet, das dunkelblaue Auge ernst und sinnend, die Lippen, die nie eine Zigarre berührt, fest geschlossen, der linke Arm auf die Werke Homers gestützt, der rechte auf dem Schenkel ruhend. Die Figur in Originalgröße — mittlerer Statur — ist sitzend dargestellt. Das Werk wurde wegen seiner realistischen Tüchtigkeit viel gelobt, doch hofft man noch auf den Meister, der das definitive Bildnis des großen Dichters in höchster Vollendung der Nachwelt bieten soll. Indessen wünschen wir dem verehrten Modell dauernde Gesundheit und langes Leben, denn es wäre trostreich und erhebend, einen Geist, wie den seinen, stolz und selbstbewußt, unermüdlich sinnend und schaffend durch ein volles Jahrhundert schreiten zu sehen.

„Ich bin," sagte er jüngst in seiner Festrede bei der Preisverteilung im Trocaderosaale vor dreitausend Schulkindern und deren Eltern und Lehrern, „ich bin einer von jenen Wanderern, die überall hin gehen, wo es einen Rat zu geben oder zu empfangen gilt, und die bewegten Herzens vor den Heiligtümern des Lebens verweilen, vor der Kindheit, der Jugend, der Hoffnung, der Arbeit. Man fühlt sich zufrieden und beruhigt, Einer von denen zu sein, die von dannen gehen und von dem äußersten Punkte des Lebens aus den Blick auf den Horizont werfend, zu den Menschen sprechen dürfen: Alles steht wohl; Ihr seid auf dem rechten Wege. Das Schlechte liegt hinter Euch, das Gute vor Euch. Fahret fort, damit sich der höchste Wille erfülle!"

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

X.

Fromme Weiberlaunen.

Zoë hatte unterdeß ihr Lager bestiegen, das auf elfenbeinernen Füßen ruhte und dessen Matratze, Decken und Kissen mit gefärbter Wolle und gekräuselten Federn gefüllt waren. Der spröde Schlaf stellte sich gleichwohl lange nicht ein und als dieß endlich geschehen war, träumte ihr von Einsiedlern, die wie wilde Tiere hin und herliefen, harmlos wandelnde Jünglinge anfielen und mit sich in die Wüste schleppten. Dann sah sie wieder einen Triumphbogen, aufgebaut aus blendend weißen Reliquien. In der Ferne aber einen Gebirgsstock von schwärzlich grauer Farbe. Dazu rief eine Stimme: Dieser Triumphbogen besteht aus Ueberbleibseln frommer Büßerinnen, denen die Sonne der Gnade den letzten Flecken abgebleicht hat; jenes Gebirge aber aus Knochen unbußfertiger Sünder und Sünderinnen, die sich der Teufel schon zusammengerichtet hat, um sie am jüngsten Tag nicht lange suchen zu müssen.

Zoë erwachte schaudernd, rief die Sklavin und befahl ihr, neben ihrem Bett zu wachen Dieses schreckliche Gebirge! wiederholte sie öfter, so daß die Gerufene nicht wußte, was der Herrin sei.

Zum Glück schlummerte sie bald wieder ein. Da erschien ihr Marcian, obgleich sie ihn nicht kannte. Er saß, hellgrün gekleidet, auf einem kleinen Hügel, seine Augen waren aufwärts gerichtet und die Arme ausgebreitet. Seine Hände schienen ihr weiß und zart, doch wunderte sie sich über die langen Fingernägel. Er winkte und winkte, und von allen Seiten kamen Jünglinge; einige waren von Mädchen gefolgt, von denen sie sich aber losrissen, um zu Marcians Füßen zu lagern. Dieser stand plötzlich auf und Alle folgten ihm wie eine Heerde in den Hintergrund, während links und rechts verlassene Frauenspersonen die Hände rangen. Zwei alte langbärtige Männer erschienen ebenfalls, mit hochgeschwungenen Geißeln die Jünglinge antreibend.

Der Träumerin bemächtigte sich ein solcher Schmerz, daß sie zu weinen anfing und beim zweiten Erwachen ein Tuch bedurfte, um ihre Wangen zu trocknen. Sie erzählte alles der Sklavin, die sich nicht genug wundern konnte, und namentlich über die beiden Eintreiber zornig die Fäuste ballte. Sie stellte noch mehrere Fragen an Zoë, die jedoch plötzlich verstummte und in Nachdenken versank. Auf die Ermahnung der Sklavin, sich wieder zum Einschlummern zurückzulegen, antwortete sie abwehrend und mit der Weisung, das Gemach zu verlassen. Es war, als ob ein besonderer Gedanke bei ihr eingekehrt wäre, den sie nun pflegte, um ihn zu einem förmlichen Entschluß heranzuziehen.

Am andern Morgen war vertraute Unterredung mit Briseis, zu der sogar der Eunuche beigezogen zu werden die Ehre hatte. Im Lauf des Tages wurden Maultiere beigeschafft und im Hofe untergebracht. Die zwei Sklaven, die sonst nur mit Gartenarbeit beschäftigt waren, setzten die Sänfte in stand und alles deutete darauf hin, daß die Herrin eine Reise, oder doch wenigstens einen Ausflug vorbereitete. Briseis war augenscheinlich guter Laune, als hoffte sie auf einige Zeit die Zügel der Hausgewalt in ihre Hände zu bekommen.

Am andern Abend erfolgte wirklich der Aufbruch. In der Sänfte saß Zoë und eine alte Freigelassene, die schon von der vorigen Besitzerin des Hauses die Erlaubnis erhalten hatte, zu bleiben. Der Eunuche ritt und die beiden Sklaven dirigierten die Maultiere. Niemand bemerkte den Abgang der Expedition, deren Ziel jedermann, außer den beiden Insassen der Sänfte, ein Geheimnis war. Nachdem man ein paar Stunden ostwärts gezogen war, ließ Zoë halten und die zwei Zelte aufschlagen, welche mitgeführt wurden, um den kommenden Tag an diesem einsamen Ort zu verbringen.

Bei aufgehender Sonne sah man noch die Zinnen der Stratonsburg, war aber sicher, daß kein Spaziergänger sich hierher verirren wird, denn die schattigen und gebahnten Wege liefen nach anderen Richtungen. Der Tag verging, ohne daß die Damen ihr Zelt verließen. Die Tiere lagerten, fraßen und dursteten im Schatten der gespannten Leinwand, die Sklaven faullenzten und der Eunuche ebenfalls, nur daß letzterer, ein frommer Mann, wie alle Hausmeister, hin und da für sich und seine Herrschaft betete.

Gegen Abend brach die kleine Karawane wieder auf und kam um die fünfzehnte Stunde, also um neun Uhr, am Fuß der Arche an. An einer Stelle, wo der Felsen einige Ellen hoch senkrecht abfällt und die seichten Ausläufer einer verborgenen Quelle einige Erquickung versprachen, ließ der Eunuch halten, und Zoë befahl ihren Leuten, sich im Schutz der Felswand zu lagern.

Im Osten war das Firmament heiter, im Westen aber ganz dunkel und wie durch eine scharfe Linie von dem sternenhellen Teil abgeschnitten. Zuerst machte sich die alte Freigelassene mit einem Sklaven auf, hinanzusteigen und das Kreuz aufzusuchen, bei welchem der erste Einsiedler wohnte, der über die andern Brüder Auskunft geben konnte. Sie fanden das Kreuz und die kleinen darum befindlichen Schuppen. In seiner, ein paar Ellen über dem Boden befindlichen Nische wachte noch Potamon und betete den Komplit. Da die Terrainverhältnisse ein Zusammenkommen der Brüder nicht gestatteten, so hatten sie die Verpflichtung, sich um diese

Stunde im Geiste zu versammeln. Der Berg dampfte da gleichsam von Lobgesang, der aus allen Spalten und Ritzen zum Himmel emporstieg.

Trotz größter Andacht hatte er die Schritte und das Geräusch der Suchenden und Tastenden vernommen; er schlug deshalb die Matte zurück und rief hinab: Wer ist da? Was wollt ihr?

Ach würdiger Vater, sagte die Freigelassene, wäre es noch möglich, Marcian von Cäsarea zu sprechen? In welcher Richtung kann ich ihn finden? Ich habe ihm Wichtiges von seiner Familie mitzuteilen.

Für die älteren Mönche, die auf dem obern Teil des Berges wohnen, gibt es keine Familie und können Botschaften überhaupt nur durch den Abbas an den Mann gebracht werden. Marcian aber ist noch Anfänger. Wenn ihr dort links vom Kreuze ansteigt, gelangt ihr an eine Einsenkung. Ebenda, an der aufstehenden Wand, haust er. Die Zelle ist eingefriedet. Aber stoßt euch nicht an dem Pfad; es ist eigentlich gar kein Pfad, sondern nur die Stelle, auf der man überhaupt gehen kann, und deshalb nicht zu fehlen.

Ich danke Dir, Vater, sagte die Alte, ich weiß nun was ich brauche und will's lieber auf morgen verschieben.

Da thut ihr wohl daran, gute Frau. Heute würde es ihn abscheulich stören, denn gerade im Finstern ist die Beschauung am ergiebigsten. Und Euren Beinen wird's morgen auch wohl thun, wenn ihr sie heute geschont habt.

Ich habe unten mein Maulthier und mein Zelt.

Nun, dann kann's ja gar nicht fehlen. Aber ein Hündchen brauchtet ihr auch noch, denn es ist manchmal nicht recht geheuer wegen der Nachtwölfe. Hoffentlich wißt Ihr ein gutes Schußgebet auswendig, das ist das beste Mittel, besonders wenn man auch noch einen ordentlichen Prügel dazu hat. Also schlaft recht wohl!

Darauf kehrte die Freigelassene zurück und theilte ihrer Herrin Alles mit was sie von Potamon erfahren hatte. Zoë befahl ihr, sich zur Ruhe zu begeben und wartete etwa noch eine Stunde, bis in dem kleinem Lager Alles im Schlafe lag. Dann entledigte sie sich der Palla, warf dafür einen eigens mitgebrachten zerrissenen Mantel um die Schultern und begann nun ihrerseits die geheimnisvolle Bergpartie. Bald unterschied sie das Kreuz, das unheimlich schwarz emporragte, links davon ging's aufwärts, so viel zeigte noch der Sternenhimmel, der sich übrigens zusehends verkleinerte. Wohlweislich hatte sie, die syrische Pantöffelchen und halbseidene Römerschuhe gewöhnt war, etwas stärkere, von einem niedern Wesen entlehnte Sandalen angeschnallt, aber dennoch schmerzten die Sohlen und wie im Wundfieber stellten sich auf ihrem zarten Rücken fliegende Schauder ein. Welch' ein Unterschied zwischen den Pfühlen zu Hause und diesem Gestein, das mit der warmblütigen Welt in gar keinem Zusammenhang stand! Und dabei rückte das westliche Gewölk immer östlicher vor. Hätte sie das Abenteuer nie unternommen, oder sich wenigstens begleiten lassen! Aber das entsprach dann nicht ihrem ursprünglichen Plan. Auf alle Fälle war jede Reue zu spät und kein Raum mehr für weibliche Unentschlossenheit.

Endlich schien der Boden sich etwas zu ebnen und zu erweitern. Es ging sogar abwärts. Aber die Finsternis war nun vollständig und zeitweise fing ein Sturm an, sich zu melden. Sie hielt inne und sank auf einen Stein, der ungefähr die Höhe eines Sitzes haben konnte, aber weit davon entfernt war, ein solcher zu sein. Da plötzlich beleuchtete ein greller Blitz die Szene. Sie befand sich unzweifelhaft in der von Potamon angegebenen Einsenkung. An der Felswand, welche sie begrenzte, war eine Einfriedung zu bemerken. Ein zweiter Blitz bestätigte die Beobachtung. Nachdem sie sich die Richtung genau eingeprägt hatte, in der sie etwa noch vierzig Schritte zu gehen brauchte, beschloß sie, einige Zeit auszuruhen, Atem zu schöpfen und Mut zu fassen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Dr. Georg Conrad in München. — Druck von H. Kutzner in München.